

REZENSIONEN

FATMA SEL TURHAN: *The Ottoman Empire and the Bosnian Uprising. Janissaries and Rebellion in the Nineteenth Century*. London, New York: I. B. Tauris 2014 (= Library of Ottoman Studies, Bd. 34). 410 S. ISBN 978-178076-111-4.

Die einstige Zugehörigkeit zum Osmanischen Reich wird innerhalb der Erinnerungskultur und Nationalhistoriographie der Bosniaken, im Gegensatz etwa zu jener der Serben und Bulgaren, als mehrheitlich positiv wahrgenommen und dargestellt. Das Verhältnis zwischen der osmanischen Zentralregierung in Istanbul und der muslimischen Bevölkerung der bosnischen Provinz war jedoch keineswegs stets konfliktfrei. Rebellionen und Unruhen prägten die Beziehungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In ihrem Werk *The Ottoman Empire and the Bosnian Uprising* untersucht die Historikerin Fatma SEL TURHAN mittels Strukturanalyse jene Aufstandsbewegungen, die sich im Zeitraum von 1826 bis 1836 ereigneten. Daten und Fakten entnahm die Autorin hierfür nur bedingt dem gegenwärtigen Bestand wissenschaftlicher Arbeiten und Veröffentlichungen zum Thema, über den sie einleitend in die Untersuchung einen ausführlichen Überblick gibt (S. 19–25); vorrangig griff sie auf Primärquellen zurück. Zu diesem Zweck sichtete und analysierte die Verfasserin eine Vielzahl erhaltener Dokumente aus jener Zeit wie Sultanserlasse, Amtskorrespondenzen, Petitionen und Gerichtsakten aus dem Osmanischen Archiv des Ministerpräsidentenamts in Istanbul, der Quellensammlungen des Topkapı-Serail sowie dem archivarischen Bestand der Gazi Husrev-beg Bibliothek in Sarajevo und weiteren Urkundensammlungen.

Untergliedert ist das Buch in sechs Kapitel. Im ersten Kapitel „Bosnia: Geography and Society“ (S. 30–73) bildet Sel Turhan einleitend in die Studie den historischen regionalen Kontext der Rebellionen, die geographische Lage, die alltäglichen Lebensumstände sowie die wirtschaftliche und politische Situation der bosnischen Provinz, dem *Vilayet-i Bosna*, ab. Darauf aufbauend schildert sie den Hergang der verschiedenen Aufstände, welche sie als eine Einheit, einen Prozess, begreift. Innerhalb des rebellionsverlaufs seien laut der Historikerin zwei Phasen zu unterscheiden, welche jeweils in Kapitel zwei „The First Stage of the Rebellion Period, 1826–1831“ (S. 74–113) und drei „The Second Stage of the Rebellion Period, 1831–1836“ (S. 114–146) thematisiert werden. Diese zeitliche Kategorisierung begründet Sel Turhan mit der ausschlaggebenden Initialwirkung zweier Ereignisse, der Auflösung der lokalen Janitscharen-Regimenter im Jahre 1826 sowie der Selbsternennung des Hauptmanns Husein-kapetan Gradašević zum Provinzgouverneur von 1831 für den Aufstandsprozess. Im Fokus des vierten Kapitels „Rebels“ (S. 147–194) stehen folgend die konzeptuellen Netzwerke der rebellionsbewegung. Die Autorin zeigt hierbei die Informations- und Kommunikationswege sowie die Handlungsstrategien sowohl der Aufständischen als auch des Staates auf. Darüber hinaus geht sie auf Motivationen und Legitimation der Akteure ein. In Kapitel fünf „Leadership“ (S. 195–221) analysiert sie in diesem Sinne exemplarisch den Aufstieg und Fall der beiden führenden Akteure der ersten und zweiten Aufstandsphase, Ruscuklu Ali Ağa und Husein-kapetan Gradašević. Eine detaillierte Auswertung der gewonnenen Untersuchungserkenntnisse

im sechsten Kapitel (S. 222–239) schließt die Studie ab. Neben Literaturverzeichnis und Stichwortregister beinhaltet das Werk im Anhang die Verzeichnisse des konfiszierten Vermögens der beiden in Kapitel fünf vorgestellten Aufstandsanhänger, die Bittschrift des Husein-kapetan Gradašćević um den Posten eines Provinzgouverneurs sowie eine chronologische Zeittafel der Ereignisse.

Thematisch ist *The Ottoman Empire and the Bosnian Uprising* nicht nur auf den Forschungsbereich regionaler Rebellionen zu begrenzen. Die Autorin verknüpft jene Fragestellung mit denen der Dichotomie von Zentrum und Peripherie sowie der Grenzregionen. So bestand laut Sel Turhan ein direkter und vielfältiger Zusammenhang zwischen dem Aufstandsprozess und der peripheren Grenzlage der bosnischen Provinz, welche das Entstehen einer inoffiziellen Selbstverwaltung begünstigte. Angehörige des Militärs, Händler und die muslimische Geistlichkeit (*ulema*) sowie die aus diesem Personenkreis hervorgegangenen einflussreichen Notablen bildeten starke regionale Netzwerke und Interessengruppen. Neben offiziellen amtlichen Versammlungen und Gremien kamen informellen Treffpunkten, wie Märkten, Kaffee- und auch Privathäusern, eine wichtige Bedeutung für die Kommunikation und die politische Entscheidungsfindung zu. Die Historikerin verweist hinsichtlich dieser parallelen Machtstrukturen auf die langjährige Koexistenz und den Konflikt zweier machtpolitischer Zentren der Provinz. War Travnik seit dem Ende des 17. Jahrhunderts die Residenzstadt des bosnischen Provinzgouverneurs, bildete Sarajevo stets das eigentliche wirtschaftliche, religiöse sowie politische Zentrum Bosniens, aber auch der Rebellionen. Reformbemühungen unter Sultan Mahmud II. (1808–1839), welche eine starke Zentralisierung anstrebten, bedrohten die inoffiziellen Machtstrukturen massiv und riefen in der Folge Unruhen hervor.

Eine weitere Ursache der Aufstände verortet Sel Turhan in der starken Konzentration militärischer Streitkräfte im bosnischen Vilayet auf Grund dessen strategisch wichtiger Grenzlage. Bedingt durch den zahlenmäßigen Umfang des Militärs und den Niedergang des *Timar*-Systems, einer osmanischen Landverteilungspraxis, am Ende des 17. Jahrhunderts entstand eine einflussreiche Militärkaste. Diese setzte sich aus Janitscharen und Angehörigen der Hauptmannschaften (bosn. *kapetanije*) sowie irregulären Streitkräften zusammen. Die Historikerin schildert anschaulich, dass von beiden ersteren Gruppierungen die Initiative und Leitung der Rebellionen als Reaktion auf die reale, beziehungsweise befürchtete Auflösung der jeweiligen Einheit ausging. Die irregulären Streitkräfte unterstützten die Aufständischen und stellen darüber hinaus mangels eindeutiger Befehls- und Kontrollstrukturen einen langfristigen Unruheherd dar.

Ferner ordnet die Autorin die Aufstände auch in die damalige allgemeine innen- und außenpolitische Situation des Osmanischen Reiches ein und zeichnet die Wechselwirkung zwischen diesen Rahmenbedingungen und der Aufstandsbewegung detailliert auf. Sie verweist darauf, dass Rebellionen zu jener Zeit durchaus nicht nur in der bosnischen Provinz zu verzeichnen waren. Eine weitere Gefährdung der inneren Sicherheit und Stabilität drohte somit durch die Verbindung verschiedener regionaler Aufstände. In diesem Sinne thematisiert Sel Turhan die Kooperation des bosnischen und albanischen Widerstandes gegen die Umsetzung des Friedensvertrages von Edirne (Adrianopel) von 1829, welcher eine Abtretung von territorialen Gebietseinheiten der Provinzen von Bosnien und Kosovo an das inzwischen autonome Serbien

vorsah. Im Vergleich zu Aufständen im Landesinneren kam jenen im bosnischen Vilayet eine größere außenpolitische Bedeutung zu. Konflikte, wie der vorangegangene Russisch-Osmanische Krieg, begünstigten Unruhen insbesondere durch die real erfahrenen territorialen Bedrohungen. Andererseits seien, wie die Autorin dies ausführlich schildert, mehrfach außenpolitische Konflikte erst durch das eigenwillige Handeln der Rebellen entgegen der von den Osmanen abgeschlossenen Staatsverträge und -vereinbarungen entstanden. Diese komplizierte Situation habe, so Sel Turhan (S. 229f.), das Agieren der osmanischen Zentralregierung gegenüber den Aufständischen in der bosnischen Provinz maßgeblich beeinflusst und den Sultan zu einem vorsichtigen Taktieren gezwungen. Hierbei wurde vorzugsweise der Zwiespalt zwischen den verschiedenen machtpolitisch relevanten Interessengruppen genutzt und verstärkt. Ging die Zentralregierung gegen verschiedene Rebellen mit Zwangsmaßnahmen vor, wurde das eigenwillige Agieren anderer Notablen hingegen zeitweilig geduldet und diese mitunter sogar protegiert. Die Autorin führt hierzu unter anderem die Abspaltung der Herzegowina von der bosnischen Provinz als autonome Gebietseinheit unter der Verwaltung von Ali-paša Rizvanbegović-Stočević, einem Gegner des Husein-kapetan Gradašćević, als Beispiel dieses strategischen Vorgehens an. Insgesamt habe der osmanische Sultan seine Reformen in der bosnischen Provinz, konträr zum Zentrum, nur verzögert und schrittweise unter der Einräumung von Sonderrechten an die einstige Militärkaste realisieren können.

Besonders positiv hervorzuheben ist die sachlich-neutrale Behandlung des Themas durch Sel Turhan. So können Wissenschaftler, die sich mit der Geschichte Bosnien und Herzegowinas beschäftigen, von der starken ideologischen Prägung eines Großteils der entsprechenden Fachliteratur ein Klagelied singen. In den Fundus mehr oder weniger propagandistischer Arbeiten ist das vorliegende Buch glücklicherweise nicht einzuordnen. Durch die Wahl der Strukturanalyse als Untersuchungsmittel und den Verzicht auf jegliche normative Wertungen gelingt der Historikerin eine sehr neutrale Darstellung der verschiedenen Akteure und ihrer Handlungen. Ebenso differenziert fällt auch ihr Fazit aus. Demnach waren die Aufstände nicht von Sezessionsbestrebungen, sondern vom Wunsch nach dem Erhalt des Status quo getragen. Zugleich stellte Sel Turhan im Rahmen ihrer Analyse von Dokumenten und Überlieferungen die Entwicklung von Stereotypen in Bezug auf die Eigen- und Fremdwahrnehmung der Rebellen und Vertreter der osmanischen Zentralregierung fest. Die so entstandene Identität sei jedoch vielmehr als lokale denn nationale oder ethnische zu bewerten.

Kritisch anzumerken ist, dass die Struktur des Buches leider der bemerkenswerten Leistung Sel Turhans und ihrer Studie nicht gänzlich gerecht wird. So wären insbesondere wegen des sehr faktenreichen Inhaltes eine Aufführung der einzelnen Unterkapitel im Inhaltsverzeichnis und eine graphische Darstellung der ermittelten Strukturen wünschenswert gewesen. Ein Glossar der im Buch weitestgehend ohne Erklärung verwendeten osmanischen Amtstitel sowie der administrativen Bezeichnungen und geographischen Namen hätten zudem zum besseren Verständnis beitragen können. Möglicherweise ist der Verzicht der Autorin auf diese zusätzlichen Angaben in der Ausrichtung des Werkes entgegen der Verlagsangaben an eine vorrangig wissenschaftliche Leserschaft mit umfassenden Vorkenntnissen der osmanischen Geschichte sowie der thematisierten militärischen Einheiten begründet. Jene Zielgruppe

wird die Lektüre von *The Ottoman Empire and the Bosnian Uprising* aufgrund der innovativen Betrachtungsweise der Thematik durch die Autorin und der Quellenauswahl um neue Sichtweisen und Erkenntnisse bereichern. Da Sel Turhan den geographischen Untersuchungsraum auf das Gebiet des ehemaligen bosnischen Vilayets und nicht des heutigen Bosnien-Herzegowinas ausrichtete, geht sie auch auf die Bedeutung des Gebiets um Novi Pazar im heutigen Serbien als Kommunikationszentrums während der Rebellionen ein. Die Lektüre des Buches sei daher auch Interessierten an jener Region empfohlen.

Jena

ROMY DACIĆ

ISTVÁN LŐKÖS: *Litteratura Kajkaviana. A kaj horvát irodalomtörténet magyar szemmel* [Die kajkavische Literaturgeschichte aus ungarischer Sicht]. Budapest: Kairosz Kiadó 2014. 416 S. ISBN 978-963-662-729-4.

1964 erschien bei Harrassowitz/Wiesbaden ein schmales Bändchen von László HADROVICS (*Kajkavische Literatur. Eine Auswahl mit Einleitung, Anmerkungen und kurzem Glossar*. 70 S.), das als Chrestomathie mit Einführung und Wörterverzeichnis gelten konnte. Seither erschien zu diesem Thema nichts mehr im deutschen Sprachraum. Bei den Kroaten wird die kajkavische Literatur gewöhnlich nicht nach Sprachvarietät, sondern nach literarischer Gattung klassifiziert. Nun handelt es sich im Zeitraum bis zum Preporod (Illyrismus, 1836), der nationalen „Wiedergeburt“ im 19. Jh., bei den kajkavischen Texten großenteils um religiöses Schrifttum, später auch politische Pamphlete. Deren literarische Qualität zählt nicht zu den höchsten Kategorien, daher kann man von Provinzliteratur im Grenzbereich zu Ungarn sprechen.

Das ist nun genau das Feld, auf dem Lőkös seit Jahren forscht – die kroatisch-ungarischen Wechselbeziehungen. Herausgekommen ist ein ansehnlicher Band, in dem rund 30 Autoren bzw. anonyme Werke in ihrem historischen Umfeld vorgestellt werden. Der wesentliche Unterschied zur Chrestomathie von Hadrovics besteht darin, dass nicht nur Texte abgedruckt, sondern diese in umfangreiche Erläuterungen eingebettet werden. Und Hadrovics geht mit seinen Texten bis 1944, d.h., er stellt auch Versuche der Neubelebung des Kajkavischen als literarisches Medium dar, während Lőkös seine Darstellung mit der Wende vom 18. zum 19. Jh. begrenzt.

Das kajkavische Schrifttum vom 16. bis zum 20. Jh. unterlag keinerlei Sprachnormierung, ja zeitweise betrachtete man diese Regionalsprache (mit den Zentren Zagreb und Varaždin) als Varietät des Slowenischen, zumal eine alte Selbstbezeichnung *slovenski jezik* lautete und der Landstrich als *slovenski orsag* bezeichnet wurde. Hadrovics geht auf die linguistischen Aspekte nur flüchtig ein (z.B. Fragen der Schreibweise), während Lőkös sich auf die literaturgeschichtlichen konzentriert. In dieser Hinsicht leistet er Erstaunliches, denn er bezieht auch Archivalien mit ein und behandelt nicht nur gedruckte Quellen, sondern berücksichtigt auch handschriftliche Überlieferungen.

Als Beispiel für die Gründlichkeit mag das Kapitel über den Jesuiten Juraj Habledić (S. 105–114) gelten. Dessen religiöse Werke fanden im 17. Jh. so weite Verbreitung in den südslavischen Ländern, dass vorübergehend das Kajkavische unter den katholischen Klerikern als eine Art lingua franca dienen konnte, zumal Habledićs

„Dictionar“ als Schulbuch diente und für spätere lateinisch-kroatische Wörterbücher (u.a. von Ivan Belosteneć) exzerpiert wurde. Im „Kalendar“ werden Monatsnamen verwendet, die nichts mit den heutigen zu tun haben (z.B. ‚Januar‘ – *Mali Bosichnyak* = Božičnjak). Es gibt auch einen Fundus an ungarischen Entlehnungen (z.B. *beteg* „krank“, *orsag* „Land“), aber ansonsten sind etwaige Übereinstimmungen mit dem Ungarischen eher trivial. Denn in der gemeinsamen Barockkultur von Italien bis ‚Ober-Ungarn‘ lassen sich eindeutige Quellen schwer ermitteln, weil letztlich alles aus dem Lateinischen als Ursprung abzuleiten ist. Anders verhält es sich beispielsweise mit den Gedichten von Matija Magdalenić (geb. um 1625, gest. nach 1670); hierzu weist Lőkös detailliert mit dem Wortlaut der Gedichte nach (S. 123–154), dass dessen religiöse Gedichtsammlung *Zvončac* („die Schelle, Klingel“, erschien 1670) weitestgehend aus der ungarischen Sammlung *Tintinnabulum* = *Csengettyű* von Mátyás Nyéki Vörös (1575–1654) adaptiert ist. Die Übereinstimmungen der „Schelle“ in den beiden sprachlichen Versionen (ungarisch, kajkavisch) reichen bis in Einzelheiten der Versifikation (Versmaß, Reimschema), so dass der Verfasser in manchen Nachschlagewerken schlicht als Übersetzer bezeichnet wird. Magdalenić hat aber auch aus dem Deutschen „übersetzt“, so dass man mit einem typischen Balkan-Mix (lateinisch, ungarisch, deutsch, kajkavisch) in der Zeit der Gegenreformation rechnen muss.

Es erhebt sich nun die Frage, was die neue Monographie gegenüber der Chrestomathie von 1964 auszeichnet? Als Erstes muss darauf verwiesen werden, dass die ungarische Sprache der Darstellung sicher der Rezeption im Ausland (weder in Kroatien, noch in Deutschland bzw. Österreich) nicht förderlich ist. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass der Autor sein Buch vor allem für ungarisches Publikum verfasst hat; es richtet sich wohl kaum an Slavisten. Die Tiefe der Erschließung – und das ist der zweite Punkt – hebt das Werk hoch über eine Textsammlung hinaus, und man möchte fast sagen, dass es sich deshalb für Balkanologen lohnt, auch noch Ungarisch zu lernen.

Delmenhorst

ARMIN HETZER

JOHN EADE, MARIO KATIĆ (eds.): *Pilgrimage, Politics and Place-Making in Eastern Europe. Crossing the Borders* (= Ashgate Studies in Pilgrimage). Farnham: Ashgate 2014. 187 S. ISBN 978-1-4724-1592-9.

Der von John EADE und Mario KATIĆ herausgegebene Band präsentiert ausgewählte Beiträge einer Tagung, die 2012 in Zadar (Kroatien) stattfand und sich mit dem Zusammenhang von Pilgerreisen, Politik und der Konstruktion von Orten beschäftigte. In Anlehnung an die Disziplin der Ethnologie, in der beide Herausgeber zu Hause sind, bilden einerseits die Forschungslinie von Eade, Sallnow und Coleman sowie andererseits die Debatte zwischen Hayden und Bowman den groben theoretischen Kontext des Bandes. Das Buch gliedert sich in eine Einleitung (S. 1–12), einen Hauptteil (S. 13–149) und ein Nachwort (S. 153–158) auf, dem eine Gesamtbibliographie (S. 159–175) und ein Stichwortverzeichnis (S. 177–187) folgen.

In der Einleitung (S. 1–12), die den Untertitel *Crossing the Borders* trägt, werden der Fokus auf Osteuropa begründet und die Auswahlkriterien für die präsentierten

Beiträge mit der historisch-politischen Situation der Orte begründet. Ziel ist die Änderung des meist negativen Fremdbilds der ‚Anderen‘, ohne in eine romantisierende Gegendarstellung zu verfallen. Im Anschluss an die Skizze des Forschungsstands bzgl. des Pilgerns in Osteuropa folgen die Darstellung der Gliederung und einiger verbindender Leitgedanken, wie die Konstruktion von Identität und Gedächtnis oder die Unterscheidung von In- und Outsider. Abschließend stehen einige Anmerkungen zum Überqueren nationaler, religiöser und säkularer Grenzen des Pilgerns und des Forschungsaustausches.

Der Hauptteil umfasst sieben Beiträge, von denen sich fünf mit Südosteuropa beschäftigen. Er gliedert sich thematisch in drei Teile, deren Überschriften bei wiederholter Lektüre aufgrund ihrer zusammenstellenden Stichwortartigkeit eine gute Orientierungshilfe sind: „Creating New and Reclaiming Old Religious Homes“ (S. 13–55), „Inter-Religious Dialogue and Intra-Religious Competition“ (S. 57–99), „Reconstructing Religious and Secular Space“ (S. 101–149). Der Beitrag von Mario KATIĆ „From the Chapel on the Hill to the National Shrine: Creating a Pilgrimage ‚Home‘ for Bosnian Croats“ zeigt auf der Basis teilnehmender Beobachtung, wie sich das verhältnismäßig unbedeutende Heiligtum in Kondžilo zu einem Nationalheiligtum bosnischer Kroaten entwickelte (S. 15–35). Anschließend zeichnet Giorgos TSMOURIS in „Pilgrimages to Gökçeada (Imvros), a Greco-Turkish Contested Place: Religious Tourism or a Way to Reclaim the Homeland?“ die Spannungen zwischen den vertriebenen Griechen und der türkischen Tourismuspolitik bzgl. der Inanspruchnahme der heutigen Insel Gökçeada nach (S. 37–55). Seine Ergebnisse, die vor allem auf der Auswertung von Politik und Aussagen vertriebener Griechen basieren, erklärt er im Anschluss an Haydens Theorie der antagonistischen Toleranz. Im dritten Beitrag „Pilgrimage Site Beyond Politics: Experience of the Sacred and Inter-Religious Dialogue in Bosnia“ beschäftigen sich Marijana BELAJ und Zvonko MARTIĆ mit Olovo, einem weiteren Pilgerort in Bosnien-Herzegowina (S. 59–77). Die Autoren zeigen, dass religiös geteilte Pilgerorte nicht nur von offiziellen nationalpolitischen Interessen, sondern auch von dem Nachbarschaftsverhältnis von Christen und Muslimen beeinflusst werden und überraschen dabei, ohne die Theorie des Kryptochristentums auszukommen. Der dritte Teil beginnt mit dem Beitrag von Konstantinos GIAKOURIS „From Religious to Secular and Back Again: Christian Pilgrimage Space in Albania“ zur Entwicklung von christlichen Heiligtümern in Albanien seit dem Kommunismus unter Hoxha (S. 103–117). Im Gegensatz zu den anderen ethnologischen Beiträgen liegt bei Giakouris der Fokus auf (Kunst-)Geschichte, die Perspektiven der lokalen Bevölkerung hinter der Auswertung von Zeitungsartikeln und Sekundärliteratur zurücktreten lässt. Den Abschluss bildet Nataša GREGORIĆ BONS Beitrag „Secular Journeys, Sacred Places: Pilgrimage and Home-making in the Himarë/Himara Area of Southern Albania“ über die Bedeutung der Pilgerreisen nach Stavridi in Himarë (Albanien) für griechische, orthodoxe Migranten (S. 135–149). Anhand der Begriffe für Haus und Heimat demonstriert sie dabei, wie fließend die Übergänge zwischen sakralen und säkularen Bereichen des Pilgerns und des *place-makings* sind.

Im Nachwort geht Glenn BOWMAN zunächst auf die Bedeutung von Religion in (ex-)kommunistischen Ländern ein und verdeutlicht anschließend Auffälligkeiten der Beiträge, wie den Schwerpunkt auf Marienverehrung, die Verquickung von privaten

und institutionellen Interpretationen sowie die Mehrdeutigkeit von Pilgerorten, die den Wettbewerb um Interpretation und Nutzung der Orte ermöglichen (S. 153–158). Nach einem Blick auf eigene Forschungen und Pläne (S. 156f.) benennt er als Ziel weiterer Forschung das Ent-Decken der Interaktion von Akteuren im Laufe der Zeit.

Der Band bietet einen Einblick in die vielfältige Pilgerlandschaft Osteuropas, deren Gemeinsamkeiten und Unterschiede explizit hervorgehoben werden. Dabei stellt sich angesichts des regionalen Bezugs des Sammelbands und der Auswahl der einzelnen Beiträge die Frage nach dem Verständnis von Osteuropa seitens der Herausgeber und nach den Auswahlkriterien, da gemäß der Danksagung weitere Beiträge zur Verfügung standen. Insofern lässt die südosteuropafokussierte Auswahl zu denken übrig, kommt jedoch Balkanologen entgegen, obwohl einerseits Südosteuropa geographisch nicht gleichmäßig betrachtet wird und andererseits nur christliche Pilgerorte untersucht werden. Positiv zu bewerten ist, dass Bowman das Nachwort des Sammelbands übernimmt, da er in der Debatte um Haydens Theorie der antagonistischen Toleranz maßgeblich zu deren Modifizierung beitrug. Das Gesamtkonzept des Bandes würde durch einen eigenständigen, vorangehenden Beitrag über die Theorien zu Pilgerorten abgerundet werden, da somit die fragmentarische Darstellung und die Wiederholungen in den einzelnen Beiträgen vermieden werden könnten.

Kritisch zu beurteilen ist in einigen Beiträgen der Schreibstil. So erinnern einige Formulierungen Tsimouris' (S. 40, 43) daran, dass die Beiträge bei einer Tagung präsentiert wurden, und lassen nach der Intensität der Überarbeitung für die Publikation fragen. Absätze der Beiträge von Katić und Gregorić Bon haben Reisetagebuchcharakter, die durch reflexive Einschübe unterbrochen werden (S. 26–29, 141–145). Es wäre insgesamt wünschenswert, dass die Autoren ihre Materialien und Methoden kurz darstellten, wie etwa Katić, der zur Ergebnisgewinnung seine „experience, observations, participation, interpretation and analysis“ nutzt (S. 19) und somit gleichzeitig Forscher und Untersucher ist. Zudem sind die Beiträge teilweise sehr einseitig, wodurch das Ziel, ein objektiveres Bild ‚der Anderen‘ zu zeichnen, nicht erreicht wird. Auf einige dieser Beiträge wird bereits in der Einleitung hingewiesen (S. 7). Die Fragmentarität der Untersuchungen zeigt sich jedoch auch in der fehlenden Berücksichtigung der Perspektiven von Akteuren, wie die der lokalen türkischen Bevölkerung bei Tsimouris oder der ursprünglichen lokalen Albaner bei Gregorić Bon. Im Gegensatz dazu gelingen Belaj und Martić eine ausgewogene Darstellung der Situation in Olovo.

Positiv zu bewerten ist die Veranschaulichung durch gut ausgewählte Fotos. Lediglich bei Tsimouris kann an der Nützlichkeit von Wahl und Beschriftung der Fotos gezweifelt werden. Auch Katićs Foto auf dem Umschlag hat keinen Bezug zu den analysierten Pilgerorten. In Belajs *und* Martićs Beitrag stellt sich zudem die Frage des Urheberrechts, da unklar bleibt, wer welches Foto aufnahm. Nicht zuletzt fällt auch die unterschiedliche Anzahl der Bilder pro Beitrag auf.

Kleinere Druckfehler, wie Rustu Akgun statt Rüstü Akgün (S. 41, 171) oder Gökceada statt Gökçeada (S. xiii), schmälern den Gesamteindruck kaum. Die Suche nach angegebener Literatur wird dadurch jedoch erschwert. Die in einem Sammelband unübliche Gesamtbibliographie am Ende vermeidet zwar Wiederholungen öfter zitierter Literatur, allerdings ist nicht nur das Nachschlagen umständlich, sondern auch die anschließende Recherche problematisch, wenn keine Differenzierung der

Beiträge eines Autors desselben Jahres vorgenommen wird, wie etwa bei denen von Bowman aus dem Jahr 2012 (S. 156f., 161). Zudem fehlen in der Bibliographie zitierte Websites.

Insgesamt betrachtet kann festgehalten werden, dass aufgrund formaler und methodischer Mängel ein ambivalenter Eindruck des inhaltlich interessanten Sammelbandes entsteht. Vor allem zeigt der Band, dass noch längst nicht alles zum Thema *Pilgrimage, Politics and Place-Making* geschrieben wurde. Es ist daher zu hoffen, dass er zu weiteren ethnographischen Studien zu diesem Themenfeld motiviert.

Jena

EVELYN IVANOVA-REUTER

GORDANA ILIĆ MARKOVIĆ (Hrsg.): *Veliki rat – Der große Krieg. Der Erste Weltkrieg im Spiegel der serbischen Literatur und Presse*. Wien: Promedia 2014. 272 S. ISBN 978-3-85371-368-6.

Spätestens seit 1914, als ein bosnischer Serbe Österreichs Thronfolger Franz Ferdinand in Sarajevo ermordete, wird mit dem Ländernamen „Serbien“ in Österreich oft die Wortverbindung „muss sterbien“ assoziiert. Fast genauso viel Zeit verging seit dem Erscheinen von Karl Kraus' Tragödie „Die letzten Tage der Menschheit“ (1915–1922), durch welche die Sentenz literarisch protokolliert wurde. Obgleich das Verhältnis einer deutschsprachigen Leserschaft zu Serbien im vereinten Europa unserer Tage nicht mehr von Gefühlen geprägt ist, die den Kriegstaukel von 1914 hervorrufen konnten, so stellt Serbien für die meisten Mittel- und Westeuropäer doch eine Terra incognita dar.

Die in Belgrad geborene österreichische Slavistin Gordana Ilić Marković gewährt mit ihrer höchst beachtenswerten Dokumentation „Veliki rat – Der große Krieg“, dem Ergebnis einer mehrjährigen Recherchearbeit, Einblicke in diese unbekannte und wohl auch ignorierte Welt. Während das Erinnern noch im Jahr 2014 häufig auf die „Schuld“ Serbiens am Ausbruch des Ersten Weltkriegs fokussiert war, stellt die vorliegende Publikation ein Korrektiv solcher Erinnerungen dar. Dem Leser im deutschsprachigen Raum eröffnen sich neue Einblicke in die Katastrophe des „großen Krieges“: Erlebbar werden Kriegsereignisse aus der Sicht von Menschen, die bereits lange vor 1914 als aggressive Störenfriede vom Balkan diffamiert wurden, um schließlich als Schuldige für den Kriegsausbruch verteufelt zu werden. In den Zeilen des Buchs ertönt deren menschliche Stimme. Darin besteht das *eine* Verdienst von „Veliki rat“. Das andere zeigt sich darin, den Krieg als menschliche Tragödie, als Auslöser unermesslichen Leids zu zeigen, jenseits der Erzählungen einer offiziellen, nationalheroischen Erinnerungskultur. Damit kann die Sammlung von Zeugnissen „Veliki rat“ als Antikriegsliteratur im besten Sinne gelten: Jenseits von Zeit und Raum des Dargestellten eröffnet sich eine universelle Dimension.

Die in dem Band versammelten Dokumente, publizistischen und literarischen Texte sind aus dem Serbischen übersetzt worden, wodurch die allermeisten erstmals einer deutschsprachigen Leserschaft zugänglich sind. Die Zeugnisse sind unkommentiert, den Kapiteln und einzelnen Abschnitten werden lediglich knappe Erläuterungen vorangestellt, die Licht auf die Hintergründe der Quellen werfen. In der philologischen Tradition stehend setzt die Herausgeberin Fußnoten und ergänzt den

Band durch Zeittafel und Literaturverzeichnis. So präsentiert entfalten die Texte und (Bild)dokumente ihre genuine dokumentarische, journalistische bzw. literarische Wirkung.

Der Krieg, so wird deutlich, war die Zeit der kurzen literarischen Form. Viele der Schriftsteller, die nach dem Krieg Berühmtheit erlangten, machten im Krieg ihre ersten literarischen Erfahrungen. Unter ihnen die Namen der Großen der serbischen Literatur: Stanislav Vinaver, Verfasser eines der Manifeste der serbischen Moderne, Bora Stanković und Miloš Crnjanski, der Lyriker Momčilo Nastasijević oder Branišlav Nušić, Serbiens bekanntester Komödienschreiber, der im Krieg den Roman „Tragödie eines Volkes“ schrieb und seinem gefallenen Sohn widmete. Für das Buch wurde ein ergreifender Auszug unter dem Titel „Roman eines Mädchens“ ausgewählt.

Während Krieg und Besatzung erlebte die serbische Presse eine besonders schwere Periode. Wurden vor 1914 in Serbien achtzig verschiedene Zeitungen, Zeitschriften und Almanache gedruckt, konnten serbische Printmedien ab dem Herbst 1915 ausschließlich im Exil erscheinen. Im von österreichisch-ungarischen, deutschen und bulgarischen Truppen besetzten Serbien waren sie verboten, ebenso die kyrillische Schrift. Das Druckwesen verlagerte sich in die Länder, in denen Serben im Exil lebten, vor allem nach Griechenland, Frankreich und in die Schweiz. Da die Existenz von Zeitungen mit ihrem Platz für Information, Kultur, Bildung und Humor auch unter den Bedingungen des Krieges von größter Wichtigkeit war, verfasste man Zeitungen in den unmittelbar vom Krieg heimgesuchten Landstrichen sogar handschriftlich. Das vorliegende Buch dokumentiert auch diese publizistischen Formen des Widerstands.

Dem Band sind drei analytische Essays vorangestellt. Die Herausgeberin veranschaulicht in ihrem Beitrag „Ich mied es, mich zu erinnern.‘ Schriftsteller, Künstler und Journalisten im Krieg“ (S. 9–46) die serbische Kunst und Publizistik während des in Serbien lange währenden Kriegszustands 1912–1918 unter der Besatzung und im Exil. Der Hauptakzent liegt dem Anliegen des Buches entsprechend neben Musik, Theater, Film und Publizistik auf der Literaturszene. Der Belgrader Historiker Mile Bjelajac sieht sich in seinem kenntnisreichen Beitrag „Serbien im Ersten Weltkrieg“ (S. 47–70) dem serbischen nationalen Narrativ verpflichtet und trägt in diesem Rahmen eine differenzierte und objektive Darstellung der zum Kriegsausbruch führenden Ereignisse 1914 und des Kriegsverlaufs bei. Die Grundzüge seiner Argumentation beruhen auf der Feststellung, dass entsprechend der serbischen Interpretation des Selbstbestimmungsrechts der Völker die nationale Frage nach den Balkankriegen von 1912/13 zwar nicht gelöst war, Serbien im Sommer 1914 jedoch auch nicht die Bereitschaft für einen neuerlichen Krieg erkennen ließ. Der österreichische Historiker Anton Holzer analysiert in seinem Beitrag „Schüsse in Šabac. Die Massaker an der Zivilbevölkerung 1914“ (S. 71–84) die Planmäßigkeit der Massaker im nordserbischen Šabac und seiner Umgebung. Es handelt sich um Verbrechen, die gegen das internationale Kriegsrecht und die Menschenrechte verstießen und die jahrzehntlang einer größeren Öffentlichkeit verborgen geblieben waren, verschwiegen und verdrängt wurden. Serbien wird als Kriegsoffer identifiziert und damit als Testfeld für das Kräftemessen der Großmächte.

Die neun Kapitel des Buches und der Epilog folgen den serbischen Topoi des Krieges, den serbischen Erzählungen in vielfältiger Form und verdichten sich zu einem Panorama: Historische Dokumente wie diplomatische Aufzeichnungen erscheinen kombiniert mit Pressestimmen, politischen Texten und persönlichen Erinnerungen wie Tagebuchaufzeichnungen, Briefen aus der Gefangenschaft, Erinnerungen von Veteranen, Gedichten und vor allem literarischer Prosa und legen, vervollständigt durch den Abdruck von Fotos, Postkarten und Karikaturen, Zeugnis ab vom Krieg. Anschaulich werden die Wochen vor dem Kriegsausbruch, die sog. Julikrise, das Leben im besetzten Serbien und die Massaker an der Zivilbevölkerung in den ersten Kriegsmonaten, der überaus verlustreiche Rückzug der serbischen Armee und die nicht enden wollenden Flüchtlingskolonnen über die montenegrinischen und nordalbanischen Berge zur Adriaküste hin, die als „serbisches Golgatha“ wie kein anderes Ereignis die Schrecken des Krieges im kollektiven Bewusstsein der Serben wachhält. Erfahrbar wird das Leben der Kriegsgefangenen und Internierten und die Wende, die mit der legendären Thessaloniki-Front im September 1918 kam, an der sechs Divisionen der reorganisierten serbischen Armee eingesetzt wurden und mit den Alliierten siegten.

Es ist in besonderem Maße dieses letzte Kapitel, in dem sich ein wichtiges Anliegen des Buches spiegelt: In den Zeugnissen geht es nicht um den Sieg, auch nicht mehr um den Stolz, sich zu verteidigen, der in Texten vom Beginn des Krieges anklingt. Es sind vor allem Stimmen aus Kriegstagebüchern, die hier hörbar werden und Einblicke in die Gefühlswelt der Kriegsakteure gewähren. Da ist kein Grund zur Freude, da ist nur große Erschöpfung, Stumpfsinn und die Sorge um die Daheimgebliebenen, da geht es nicht um strahlende Helden, sondern um Menschen im Krieg. Soldaten wie Zivilisten erscheinen als geschundene Wesen, die, auch wenn sie nicht körperlich versehrt wurden, doch an ihren Seelen beschädigt zurückbleiben.

Holm Sundhaussen schreibt in seiner „Geschichte Serbiens“ (2007: 228): „In den sechs Kriegsjahren von 1912 bis 1918 verlor Serbien mit 1,2 Millionen Kriegstoten, darunter zwei Drittel Zivilisten, etwa 28% seiner Gesamtbevölkerung (...). Hinzu kamen 260.000 Invaliden und Kriegsversehrte. Zurück blieben Witwen und Waisen, unendliches Leid und viele traumatisierte Menschen, die aus der offiziellen Erinnerungskultur ausgeblendet wurden. Die materiellen Schäden (Zerstörungen, Demontagen, Produktionsausfälle) waren enorm. (...) Das ausgeblutete Serbien war in seiner wirtschaftlichen Entwicklung um Jahrzehnte zurückgeworfen worden. Es hatte unter allen Kriegsteilnehmern die größten Menschenverluste erlitten (gemessen an der jeweiligen Gesamtbevölkerung) und musste weit höhere Verluste verkraften als die übrigen Teile des zukünftigen Jugoslawien.“

Im Einklang mit neueren Tendenzen in der Geschichtsforschung, die die Geschichten hinter der Geschichte sucht, wird in dem Buch „Veliki rat“ der Versuch unternommen, den Krieg in seiner Schonungslosigkeit und eigentlichen Sinnlosigkeit jenseits der Heldenerzählungen einer offiziellen Erinnerungskultur zu zeigen. Betrachtet man Soldaten als Menschen, die in bestimmten sozialen Kontexten zu schlimmen Taten bereit sind bzw. sein müssen (wobei diese Taten immer auf sie selbst zurückfallen), betrachtet man den Krieg also aus der Perspektive des Kämpfens, Tötens und Sterbens, des Hungers, der Sorge und der Not, *ähneln* sich die Erzählungen des Krieges über alle politischen und ethnischen Grenzen hinweg. Und

nur diese Erkenntnis, die Auffassung des Krieges als *menschliche* Tragödie, wie sie das Buch „Veliki rat“ vermittelt, kann den Weg frei machen für einen Prozess des Lernens aus der Geschichte, die bis auf den heutigen Tag eine Geschichte von Kriegen ist.

Berlin

SABINE KIRFEL

LARISA SCHIPPEL, MAGDA JEANRENAUD, JULIA RICHTER (Hrsg.): „*Traducerile au de cuget să îmblinzească obiceirile ...*“ *Rumänische Übersetzungsgeschichte – Prozesse, Produkte, Akteure*. Berlin: Frank & Timme 2014. 364 S. ISBN 978-3-7329-0087-9.

Uns liegt ein Sammelband der ersten internationalen Fachtagung zur rumänischen Übersetzungsgeschichte vor, die am 28. und 29. Juni 2012 am Zentrum für Translationswissenschaft in Wien stattfand. Dieser Band erschien 2014 bei dem Berliner Verlag Frank & Timme, der seit 2009 Rumänien als Schwerpunkt hat. Die drei Begriffe, die schon im Titel angekündigt werden, sind schlecht definiert. „Prozesse“ werden durch „Prozesse“ definiert: „Diese Prozesse zielen nicht im Sinne Hegels auf ein Ende hin, sondern sind Prozesse-beinhaltende Prozesse [...] Sie verdeutlichen, dass Dinge (Übersetzungen) eine zeitlich begrenzte Ordnung von Prozessen widerspiegeln“ (S. 11). Die Definitionen der anderen beiden Termini kann man als „metaphorisch“ und unbeholfen bezeichnen: „Als Produkt ist hier das Ergebnis bestimmter Verknüpfungen zu verstehen. Wir verlagern also den Blick von den Fäden zu den Knoten, zu denen sie an manchen Knoten zusammengebunden werden“ (S. 12) und schließlich sind die Akteure „Personen oder Institutionen [...], die die Fäden ergreifen und zu den oben beschriebenen Knoten zusammenfügen“ (S. 13).

Die Aufsätze sind von unterschiedlicher Qualität. Es gibt welche, die gut strukturiert sind und einen innovativen Beitrag leisten: So ist der Aufsatz von Ioana POPA („A comparative and differentiated analysis of the East/West literary transfers during the Cold War“, S. 61–76) über die Übersetzungen rumänischer Literatur ins Französische während des Kalten Krieges zu erwähnen, wo auch gewisse Parallelen zwischen der Rezeption verschiedener osteuropäischer Literaturen hergestellt werden, oder der von Muguraș CONSTANTINESCU („Les contes de Perrault en roumain: une séquence de l’histoire de la traduction“, S. 119–132) über die Übersetzung und Neuübersetzung der Märchen Perraults ins Rumänische unter der besonderen Berücksichtigung der Kinderliteratur. Mit Georgiana LUNGU-BADEA („Rumänische Übersetzungsmethoden im 18. und 19. Jahrhundert. Politische, sprachliche, ethische und ästhetische Problemstellungen, S. 33–60) haben wir eine methodologische Analyse der rumänischen Übersetzungen im 18. und 19. Jahrhundert. Diese Zeitspanne markiert in Rumänien auch den Anfang der Übersetzungstätigkeit. Die meisten Dinge sind also bekannt. Originell ist der Beitrag durch die wissenschaftliche Herangehensweise, die längst bekannte Problemstellungen neu erläutert. Gut dokumentiert ist auch der Aufsatz von Olivia PETRESCU („Borges im Spiegel der Übersetzung: eine rumänische Perspektive“, S. 221–238). Sie skizziert die Rezeption Borges in Rumänien, die erst 1972 durch die Übersetzung des Erzählbandes „Moartea și busola“ („La muerte y la brújula“) anfängt und in den 90er Jahren einen Höhepunkt erreicht. Julia RICHTER

(„Zwei Heidegger ist keiner zu viel“, S. 239–250) nimmt die beiden rumänischen Übersetzungen von Heideggers „Sein und Zeit“ unter die Lupe und stellt fest, dass die beiden Übersetzer Gabriel Liiceanu und Dorin Tiliuca sich gegenseitig beeinflusst haben. Es geht vor allem um die Wortauswahl.

Weniger überzeugend sind die Beiträge von Elisabeth Berger, Anamaria Blănuș, Ileana Oancea und Nadia Obrocea, Daniela Gheltofan. BERGER („Rezeptionsgeschichte österreichischer Literatur in Rumänien zwischen 1945 und 1989“, S. 77–94) stellt die Rezeption der österreichischen Literatur in Rumänien oberflächlich dar. Es wird kein Verzeichnis für die übersetzten Autoren genannt, obwohl sie in dem Beitrag aufgelistet werden. Sie wirft viele Fragen auf und gibt wenig (kohärente) Antworten. Gerade für die 80er Jahre hätte sie einiges von den noch lebenden Übersetzern erfahren können. Hier sei die ehemalige Germanistin Elena Viorel an der Universität Cluj-Napoca erwähnt, die Elias Canetti in dieser Zeit mehrmals übersetzte. Die 80er Jahre sind ganz besonders interessant, weil trotz der politischen Lage viele unpolitische Werke der österreichischen Autoren erscheinen durften. Die Aussage der Autorin über Schriftsteller wie Zweig, Rilke, Lenau, Kafka (Kafka sollte man eher als deutschsprachigen, nicht als österreichischen Autor bezeichnen) halte ich für falsch. Diese Schriftsteller wurden nach 1945 nicht deswegen neu übersetzt, weil sie in der Zwischenkriegszeit einem deutschkundigen Publikum bekannt waren. Dem deutschsprachigen Publikum kommt hier auch keine „wichtige Vermittlerrolle“ zu (S. 91). In der Zwischenkriegszeit haben die jüdischen Verleger in Rumänien gerade bei Autoren wie Zweig, Rilke, Lenau und Kafka eine bedeutende Rolle gespielt. Außerdem waren die Übersetzer nach 1945 zum größten Teil Rumänen (auffällig viele Rumänen), oft Germanisten, die nicht zur deutschen Minderheit in Rumänien gehörten.

In ihrem Aufsatz über die rumänische Literatur in Spanien („Das Profil der rumänischen Literatur in Spanien im Prisma der Übersetzung“, S. 111–118) theoretisiert Anamaria BLĂNUȘ viel. Leider findet der theoretische Ansatz wenig konkrete Anwendung. Der Aufsatz soll das Profil der rumänischen Literatur in Spanien skizzieren. Welcher Zeitraum ist gemeint? Bezieht er sich auf alle Werke, die bis heute ins Spanische übersetzt wurden, wie uns der Titel vermuten lässt, oder nur auf die, die ab 2007 erschienen sind, wie ein paar Seiten später zu lesen ist? Zudem beschwert sich die Autorin, dass die Klassiker vernachlässigt werden. Ich stelle immer noch fest, dass manche rumänische Literaturwissenschaftler in einem alten Wertesystem erstarrt sind, wo die Klassiker ganz oben stehen, während der Westen sich schon längst an der Aktualität orientiert. Der Meinung, dass die rumänische Literatur „schrittweise zur Literatur des städtischen Raums zurückzukehren [versucht]“ (S. 114), kann man nur widersprechen. Die rumänische Literatur hat diesen Schritt schon längst hinter sich. In „Écrivains roumains d'expression française en traduction roumaine“ (S. 191–212) von OANCEA und OBROCEA wird viel von Eva Behring und anderen Autoren zitiert, die sich mit der Exilliteratur beschäftigt haben. Die eigene „Analyse“ über die rumänischen Schriftsteller, die Französisch geschrieben haben, beschränkt sich eher auf die Aufzählung von Übersetzern und Verlagen mit der Benennung der Erscheinungsjahre. Mit Neugierde lese ich den Beitrag von Daniela GHELTOFAN („Ein Übersetzer russischer Literatur ins Rumänische – Emil Iordache, S. 321–328) über den Übersetzer russischer Literatur ins Rumänische Emil Iordache. Es ist der einzige

Beitrag, in dem die zu übersetzende Ausgangssprache eine slawische Sprache ist. Außerdem ist bekannt, dass im Kommunismus viel aus dem Russischen übersetzt wurde. Der kurze Aufsatz lebt aber von vielen Zitaten und erweckt nicht den Eindruck eines selbstständigen Arbeitsstils. Es werden sehr viele Schriftsteller als Übersetzer aus dem Russischen aufgezählt, um eine Tradition der literarischen Übersetzungen aus dem Russischen zu dokumentieren. Man müsste aber beachten, dass viele in den 50er Jahren nur auf diese Art und Weise ihr Brot verdienen konnten bzw. dass die meisten des Russischen gar nicht mächtig waren, sondern nur nachgedichtet haben. Gheltofan macht es undifferenziert. Es gibt inzwischen eine Bibliographie der Übersetzungen aus den slawischen Literaturen von 1945 bis 2011, die von Constantin Geambașu herausgegeben wurde. Es gibt in Rumänien auch gute Slawisten, vor allem gute Russisten, die für eine rumänische Übersetzungsgeschichte unentbehrlich sind. Man kann eine Übersetzungsgeschichte der Zeit von 1945–1989 ohne Russisch als Ausgangs- und Zielsprache gar nicht schreiben.

Dieser Band hat den Anfang gemacht, gewisse Aspekte der Übersetzungen zu beleuchten. Er enthält viele Beiträge, die als Ausgangs- und Zielsprache der Übersetzungen Französisch haben. Englisch und Spanisch tauchen auch mal auf, Russisch nur einmal, und die anderen Sprachen sind gar nicht vertreten. Die Aufgabe des 2005 in Timișoara gegründeten Forschungszentrums für Translationswissenschaft und geschichtliche Erforschung der rumänischen Übersetzungen wäre, sich für eine Vielzahl von Sprachen einzusetzen und nicht nur dem Französischen einen privilegierten Platz einzuräumen. Es ist eine Tatsache, dass die slawischen Sprachen in Rumänien auf wenig Begeisterung stoßen, dass Russisch nur zwangsläufig eine Prestigesprache war, dass Spanisch und Italienisch erst in den letzten Jahren „wiederentdeckt“ wurden. Eine rumänische Übersetzungsgeschichte zu schreiben heißt auch, Vorurteile zu überwinden. „Cartea românească în lume“ [Das rumänische Buch in der Welt], das als „Studie und bibliographische Arbeit zur Übersetzung aus dem Rumänischen“ (S. 20) genannt wird, hat sehr viele Lücken. Dieses Werk deckt einen kurzen Zeitraum (1945–1972) ab und lässt die Autoren, die im Ausland ohne die Genehmigung des Regimes übersetzt wurden, außer Acht. Es ist also genauso „fragmentarisch“ wie die Arbeiten, die Rumänisch als Zielsprache haben.

Dieser Sammelband über die rumänische Übersetzungsgeschichte hat sich vorgenommen, „Anstoß und Grundstein einer gemeinsam zu leistenden Historiographie des Übersetzens ins Rumänische und aus dem Rumänischen“ (S. 14) zu sein. Weil gerade „die Übersetzung“ im Mittelpunkt steht, müsste man mehr auf korrekte Übersetzungen der eigenen Beiträge achten. Ein Titel wie „Das Profil der rumänischen Literatur in Spanien im Prisma der Übersetzung“ darf nicht ohne Weiteres dastehen. Es ist eindeutig eine wörtliche Übersetzung aus dem Rumänischen, die im Deutschen unpassend ist. Insgesamt betrachtet weist der Band einige sprachliche und stilistische Unzulänglichkeiten auf. Dass auf Seite 33 und 77 ein Komma zwischen Substantiv und Adjektiv gesetzt wurde, inkorrekte Genitive, falsche Formulierungen wie auf Seite 229 „[...] ist er immer auch ein Produkt seiner Zeit ist, [...]“ sollte den Herausgebern und dem Verlag mehr zum Nachdenken geben.

Berlin

DANIELA LAUBE

TOMISLAV Z. LONGINOVIĆ: *Vampire Nation – Violence as Cultural Imaginary*. Duke University Press: Lanham 2011. 212 S. ISBN 978-0-8223-5039-2.

Der Literaturwissenschaftler LONGINOVIĆ entführt uns mit seinem Buch in die Vorstellungswelten des kulturell Anderen exemplifiziert am Vampirmythos, den er vom viktorianischen Gothic Revival bis hin zur post-orientalistischen Moderne verfolgt und als Metapher des gesamten südosteuropäischen Raums mit Fokus auf den süd-slawischen Raum identifiziert. Vampirismus steht als ein Mythos an der Grenze zwischen dem Eigenen, Rationalen und dem Fremden, Irrationalen oder, wie es der Autor ausdrückt, zwischen der „heimlichen“ Welt und der „unheimlichen“ Welt. Den Rückgriff auf diesen Mythos sieht der Autor als einen Akt der Übersetzung, der Transzendentalisierung von ethnisch motivierter Gewalt und gleichzeitig als eine Legitimationsstrategie für Gewaltanwendung. Die Schauplätze des Horrors, die Longinović mit seinen Lesern besucht, sind vor allem in der Populärkultur verortet, aber auch in der Literatur und im Bereich der Medienberichterstattung (speziell die westliche Berichterstattung über die Jugoslawienkriege).

Mit seinem Ansatz, kulturelle Bilder mit politischer Realität in einen ursächlichen Zusammenhang zu bringen (Longinović spricht von „kulturellen Waffen“), reiht sich der Autor in eine ganze Riege von Forschern ein, die sich mit der wechselseitigen Abhängigkeit von Vorstellungswelten, Ideologien und physischer Gewalt vor allem im Licht der aggressiven postjugoslawischen Nationalismen beschäftigt haben. Dazu zählen Eric Gordy und Hariz Halilovich, vor allem aber Ivan Čolović, dessen Idee vom „Kulturterror“ immer wieder das Werk Longinovićs durchleuchtet. Erstaunlicherweise fehlt aber das Werk von Čolović in der Literaturliste. Alle diese Autoren betrachten Kultur primär als eine ideologische Ressource, die Nationalismen sowohl befördern als auch unterwandern oder hinterfragen kann. Gleichzeitig konstatiert man, dass der Nationalismus bestimmte selektive Kulturpraktiken hofiert und instrumentalisiert. Was Longinovićs Ansatz von diesem Denkmuster unterscheidet ist der Umstand, dass er die kulturelle Instrumentalisierung über den nationalstaatlichen Rahmen hinausdenkt in globalisierte „post-humane“ Zeiten hinein.

Für Longinović steht die Verflechtung von Gewalt, ihrer kulturellen Repräsentation und einem aggressiven Nationalismus im Vordergrund, wenn er vom Vampirmythos redet, wobei Serbien bei ihm als eine Fallstudie fungiert mit Milošević als dem „vampire in chief“. Für ihn ist klar, wer dieses Bild aus dem 19. in das 21. Jahrhundert getragen hat: die globale Medienberichterstattung. Für ihn sind es die Medien, die ein Bild der Serben konstituieren, das im Kontext der Jugoslawien-Kriege rituelle Gewalt zur Grundvoraussetzung für das eigene nationalstaatliche „Überleben“ stilisiert. Warum der Autor allerdings gerade das Bild des Vampirs aus dem reichen Fundus medialer Repräsentationen auswählt und nicht etwa das ebenso naheliegende Bild des anti-zivilisatorischen und anachronistischen „Barbaren“, wie es zwischen den Kriegsparteien selbst zirkulierte, bleibt ohne stichhaltige Begründung. Letztlich appliziert das Buch viele bekannte Elemente der Balkanismus-Theorie konkret auf das postkommunistische Serbien, ein Fall von „ethnic Balkanization“. Wie Longinović den Vampirmythos historisch und anhand reicher Literatur- und Medienquellen zurückverfolgt, ist in seiner Stringenz durchaus überzeugend. Doch während des Lesens fallen zwei Tendenzen ins Auge, die durchaus kritisch betrachtet

werden können. Zum einen beschleicht einen das Gefühl, dass der Autor die Rolle der „westlichen Medien“ (ohne Differenzierung!) bei der „Vampirisierung“ und Stigmatisierung der Serben leicht überbewertet. Zum anderen läuft der Autor mit seinem Hang zur Metaphorisierung und Literalisierung, die seine Kapitelüberschriften bereits verraten (*Sounds of Blood, Violence in Translation*), Gefahr, sich von den wahrhaft geschehenen Verbrechen in abstrakte und ästhetische Räume zu entfernen.

Gerade der Beitrag Longinovićs zur Rolle der Populärmusik in den Jugoslawien-Kriegen, in dem er die Idee eines Volksgesichts bis zu Dvorniković und Herder zurückverfolgt, ist, obwohl brilliant geschrieben und mitreißend zu lesen, so ein Fall. Allerdings handelt es sich hierbei im Grunde um eine adaptierte Version seines Artikels „*Music Wars: Blood and Song at the End of Yugoslavia*“, der bereits im Jahr 2000 erschien – ein Umstand, auf den der Buchautor mit keiner Silbe und keinem Literaturverweis eingeht. Angesichts von teils wörtlich übernommenen Zitaten aus dem zuvor erwähnten Artikel kein besonders gutes Zeugnis für korrektes wissenschaftliches Arbeiten. In dieses Bild reiht sich auch die Fotoauswahl des Bandes ein, die man durchaus als befremdlich bezeichnen kann. Die wenigen Schwarz-Weiß-Fotografien stehen zwar in einem vagen illustrierenden Verhältnis zum Text, haben aber überwiegend einen unklaren heterogenen Ursprung, stammen aus dem Internet und sind zu meist mit unpräzisen, im journalistischen Duktus gehaltenen Bildunterschriften versehen.

Literatur

- ČOLOVIĆ, Ivan (2011): *Kulturterror auf dem Balkan – Essays zur Politischen Anthropologie*. Osnabrück.
- GORDY, Eric (1999): *The Culture of Power in Serbia – Nationalism and the Destruction of Alternatives*, University Park.
- HALILOVIĆ, Hariz (2013): *Places of Pain – Forced Displacement, Popular Memory and Trans-local Identities in Bosnian War-torn Communities*. Oxford, New York.
- LONGINOVIĆ, Tomislav (2001): „*Music Wars: Blood and Song at the End of Yugoslavia*“. In: Ron Radano, Phil Bohlman (eds.): *Music and Racial Imagination*. Chicago: University of Chicago Press. 622–643.

Halle (Saale)

ECKEHARD PISTRICK

ELTON SKENDAJ: *Creating Kosovo: International Oversight and the Making of Ethical Institutions*. Washington D.C.: Cornell University Press, Woodrow Wilson Center Press 2014. 248 S. ISBN 978-0-8014-5294-9.

Nicht wenig nimmt sich der Autor vor, wenn er nicht nur die „Erschaffung“ des Kosovo, sondern auch die Entwicklung ethischer Institutionen unter internationaler Aufsicht dort analysieren will. Damit wird gleich im Titel und Untertitel deutlich, was die Absichten des Buches sind. Der Autor, der internationale Politologie in Miami lehrt und im „Woodrow Wilson International Center for Scholars“ arbeitete, will diese Sachverhalte sowohl theoretisch analysieren als sie auch in ihrer Praxis im Kosovo beurteilen. D.h., das Buch ist zugleich eine politologische Theorieentwicklung sowie eine empirische Untersuchung zur Effektivität und Effizienz von staatlichen

Institutionen (Zoll, Polizei, allgemeine Staatsverwaltung und Judikate) und Demokratie im Kosovo.

Das Werk ist kurzweilig und klar. Es gibt einen sehr guten Einblick in die Entwicklung kosovarischer Institutionen nach der Unabhängigkeitserklärung des Landes im Jahr 2008. Es geht auf die verschiedenen Aspekte der lokalen Akteure im Umgang und Austausch mit den internationalen Präsenzen im Kosovo ein. Es vermittelt auch vieles Wissenswerte über die Zeit des „UNMIK-Protectorats“, d.h. über die Jahre 1999–2008, in denen das Kosovo formal noch ein Teil Serbiens war, aber unter die Sonderverwaltung einer Mission der Vereinten Nationen gestellt wurde. Diese Auseinandersetzung ist wichtig, denn die meisten Institutionen des unabhängigen Kosovo wurden im UN-Protectorat formiert. Auch die Idee einer „begleiteten“ Unabhängigkeit stammt aus dem UN-Protectorat.

Das Buch ist angenehm kurz, ohne zu kurz zu sein. Sehr fokussiert schreibend, behandelt der Autor alle wesentlichen Aspekte in nur sechs Kapiteln, deren Überschriften gleich Angaben über ihre Inhalte sind. Das erste Kapitel handelt vom Aufbau effektiver Verwaltungstechniken und der Verbreitung demokratischer Ideen. Im zweiten geht es um den institutionellen Aufbau angesichts der umstrittenen Staatsqualität und abgestrittenen Unabhängigkeit. Das dritte Kapitel widmet sich den Risiken, zum Beispiel die Klientelverhältnisse, die dürftigen Kapazitäten auf lokaler Ebene sowie die Gefahr des asymmetrischen Machtgefüges zwischen lokalen Behörden und der internationalen Aufsicht. So kommt das vierte Kapitel auf die Unabhängigkeit der Institutionen zu sprechen. Im fünften steht die Demokratie an sich im Mittelpunkt und wie das kosovarische Volk dafür zu mobilisieren ist. Das sechste Kapitel schließt mit der Frage ab, wie Volksgruppen gewonnen werden können, die politisches Interesse an der Stärkung der staatlichen Institutionen und der Demokratie haben.

Die Hauptthesen SKENDAJs lassen sich schnell zusammenfassen: In einem durch Klientelismus geprägten Kontext sind Demokratisierung und Aufbau staatlicher Institutionen zwei separate Prozesse. Der Institutionenaufbau funktioniert am besten, wenn die aufzubauende staatliche Verwaltung von den Funktionsweisen der Demokratie separiert wird und unter ständige internationale Aufsicht gestellt wird. Dies macht sie immun gegenüber der Durchsetzung einzelner Interessen oder ihrer Besetzung durch Interessensgruppen. Die Demokratie hingegen soll weitgehend den lokalen Kräften überlassen werden, da die verschiedenen Klientelverhältnisse bereits einen wettbewerblichen Charakter aufweisen. Die internationale Aufsicht sollte hier darauf fokussieren, Partizipation und die Entwicklung einer Opposition zu ermöglichen. Für die lange Frist seien „Zivilgesellschaft“ und Medien notwendig, um beides zu überwachen.

Mit diesen Thesen befindet sich der Autor teilweise im Widerspruch zur herrschenden Meinung. In der Entwicklungstheorie gilt das Paradigma, wonach „local ownership“ bessere Ergebnisse fördert als direkte Intervention durch internationale Aufsicht. Skendaj zeigt, dass dies nicht immer der Fall ist. Beispielsweise ortet er insbesondere in der Judikative die Bewirtschaftung von lokalen Einzelinteressen und sagt, mehr internationale Durchsetzung sei durchaus geboten gewesen. Er zeigt aber auch positive Beispiele, so die Polizei und die Zollbehörde. Diese funktionieren aber nur, weil sie vom politischen Prozess „insuliert“ wurden. Das Besondere und Interes-

sante bei Skendaj ist die Tiefe, mit der er diese Thesen behandelt. Statt im Allgemeinen zu verweilen, geht er dem Einzelfall empirisch nach und recherchiert offizielle Dokumente, Zeitungsberichte und Augenzeugenerzählungen.

Ebenfalls positiv zu werten ist das Gesamtbild, das der Autor zu vermitteln versucht. Ihm geht es nicht um das Scheitern des einen oder anderen Akteurs, sondern um den Aufbau von Institutionen und um die Umsetzung von Demokratie an sich. Doch dem Autor können auch Mängel in seiner Untersuchung vorgeworfen werden:

Erstens bleiben einige Begriffe unklar. Er definiert nicht umfassend, was „ethische“ Institutionen sind. Er scheint Ethik mit Unparteilichkeit zu identifizieren. Während dies durchaus stimmen kann, ist die Frage aufzuwerfen, ob Ethik lediglich Unparteilichkeit bedeutet oder darüber hinausgeht. Für Skendajs These besonders wichtig: In einem umfassenden Sinne würde gerade die (philosophische) Ethik gebieten, dass die Institutionen parteilich sind und Abstand vom juristischen Regelwerk nehmen, wenn die ethische Abwägung dies von ihnen im Einzelfall verlangt. Unter Rechtsphilosophen ist weitgehend unbestritten, dass ethisch handelnde Entitäten dem Gesetz widersprechen können, wenn die Regel unethisch ist oder unethische Auswirkungen hat. Für Skendaj hingegen ist die Einhaltung der gesetzlichen Rahmenbedingungen gerade einer der Faktoren, welche die Ethik von Institutionen ausmacht. Darin befindet er sich also in einem potenziellen Widerspruch, der aus dem wenig reflektierten Begriff des Ethischen stammt. Ebenso lässt er den Leser im Unklaren darüber, was genau die internationale Aufsicht ist, welche Aufgaben sie hat und wie sie im Inneren funktioniert. Im Kosovo gibt es nicht eine Institution, welche die internationale Aufsicht darstellt, sondern eine Reihe davon. Diese Institutionen verfolgen zum Teil sogar konträre Ziele.

Zweitens und basierend auf der nicht immer zulänglichen Reflexion der eigenen Forderungen befindet sich Skendaj in einem anderen Widerspruch. In den Klientelverhältnissen, die im Kosovo vorhanden sind, ortet er ein negatives Potenzial für die Entwicklung effektiver Institutionen. Er fordert aber auch den langfristigen Ausbau des „zivilgesellschaftlichen“ Netzes und der Medien als Aufsicht über diese Institutionen. Nun können „zivilgesellschaftliche“ Akteure und die Medien genauso politischen Druck ausüben, wie dies bei Klientelverhältnissen der Fall ist. Das ist so, weil es sich im Grunde um das gleiche Phänomen handelt, um die Durchsetzung von (aus subjektiver Optik legitimen) Interessen durch eine Subgruppe der Gesellschaft. Ob die Verwaltung oder das Parlament nun spezifisch die Interessen eines Dorfes bedient oder jene des Umweltschutzbundes oder jene des Industrieverbandes oder handelt, weil eine bestimmte Zeitung Postulate aufstellt, ist nebensächlich. Diesem Missverständnis („Klientelismus, schlecht; Zivilgesellschaft, gut“) verfällt der Autor, weil er zu wenig differenziert, was eine „Zivilgesellschaft“ ist und zu wenig auf die Interessen der Medien eingeht. Das soll freilich nicht bedeuten, „Zivilgesellschaft“ und Medien seien problematisch in einer Demokratie. Im Gegenteil, sie können förderlich sein. Doch die Frage ist, *wie* sie eine positive Kraft sein können; darauf geht Skendaj aber nicht ein.

Diese Fehler und Unschärfen können großzügig entschuldigt werden. Skendaj macht nicht den Eindruck, das große Werk geschrieben haben zu wollen. D.h., der Leser, der sich mit dieser Thematik auseinandersetzt, wird auf mehrfache Literatur zurückgreifen müssen. Der Autor empfiehlt die Literatur gerade selber, indem er

vielfältige Angaben und Bezüge im Text herstellt. Das Buch ist also als erster Einblick in den Institutionenaufbau des Kosovo gerade wegen seiner Abweichung von der herrschenden Meinung, aber auch wegen seinen empirischen Untersuchungen sehr empfehlenswert.

Bern

HENRIQUE SCHNEIDER

HILDRUN GLASS: *Deutschland und die Verfolgung der Juden im rumänischen Machtbereich 1940–1944* (= Südosteuropäische Arbeiten, Bd. 152). München: Oldenbourg 2014. 303 S. ISBN 978-3-486-72293-2.

Die bereits durch zahlreiche Publikationen ausgewiesene Expertin des Themas „Juden in Rumänien“, Hiltrun GLASS, präsentiert mit der vorliegenden Monographie eine quellengestützte Studie zu den deutsch-rumänischen Beziehungen bezüglich der Behandlung der „Judenfrage“ während der Zeit der Legionärs- und Antonescu-Herrschaft. Glass stellt sich darin selbst die Aufgabe, mögliche Einflussnahmen des nationalsozialistischen Deutschlands im Kontext der antisemitischen Maßnahmen Rumäniens zu eruieren (S. 10). Kapitel zwei bietet dem Leser zunächst eine Einordnung in die historischen Rahmenbedingungen des Themas und veranschaulicht, welche unterschiedlichen deutschen Behörden und Organisationen versuchten, Einfluss auf das Handeln der rumänischen Regierung zu nehmen. Hier zeigt sich jener für das NS-Regime typische Polykratismus, der eine klare Zuständigkeitsabgrenzung bewusst unterließ und das dadurch entstehende Konkurrenzverhältnis verschiedener Ministerien und Abteilungen als Teil der inner-nationalsozialistischen Machtbalance gebrauchte. Letztendlich kommt Glass zu dem Ergebnis, dass die aus Deutschland nach Rumänien entsandten Berater zur „Lösung der Judenfrage“, gemessen an deren Aufgabenstellung, scheiterten (S. 36f.).

Dieser Erkenntnis liegt ein breites Spektrum unterschiedlicher Quellenüberlieferungen zugrunde, welche die Autorin ausführlich auswertet und teilweise anderen Überlieferungen gegenüberstellt. Besonders positiv hervorzuheben ist ihre kritische Distanz zu Überlieferung beteiligter Personen. Indem sie deren Nachkriegsaussagen den noch vorhandenen Quellen aus der Antonescu-Zeit gegenüberstellt, bietet sich dem Leser ein detailreiches Bild nicht nur über die Vorgänge bis 1944, sondern ebenso darüber, wie in der Nachkriegszeit versucht wurde, das eigene Handeln zu bagatellisieren.

Glass gliedert ihr Buch in drei große Abschnitte, die die unterschiedlichen Epochen in der Behandlung der rumänischen „Judenfrage“ unterscheiden sollen. In den Jahren 1940/41 wird deutlich, dass die antisemitischen Maßnahmen Rumäniens vor allem auf Druck der Legionärs-Bewegung zustande kamen und dass man sich bei der Umsetzung an den antisemitischen Gesetzgebungen des Dritten Reiches orientierte. Manche derartige Maßnahmen erfolgten dabei auf Initiative der deutschen „Judenberater“, andere wiederum entstanden losgelöst von diesen. Gerade die folgenschweren und teilweise chaotischen Deportationen von Juden aus Bessarabien, der Bukowina und dem eroberten Transnistrien haben laut Glass ihren Ursprung bei Ion Antonescu, der noch hoffte, die ins östliche Transnistrien ohne jede Versorgung deportierten Juden später den Deutschen „übergeben“ zu können.

Ab 1942 waren es vor allem das Auswärtige Amt und deren „Judenberater“, die auf eine Deportation aller rumänischen Juden ins Generalgouvernement drängten, was letztendlich auf deren Ermordung hinauslaufen sollte. Mit den aufkommenden Zweifeln auf rumänischer Seite an einem erfolgreichen Kriegsausgang im Osten ab Ende 1942 änderte das Antonescu-Regime seine Haltung gegenüber den von Nazi-Deutschland favorisierten Deportationsplänen. Zwar blieb es weiterhin Ziel, Rumänien „judenfrei“ zu machen und andere Minderheiten ebenfalls aus dem Land zu drängen, doch weigerte sich die rumänische Seite nun, Juden nach Deutschland auszuliefern. Dies hing unter anderem damit zusammen, dass Mihai Antonescu ab Herbst 1942 versuchte, Möglichkeiten eines Kompromissfriedens mit den Alliierten zu erschließen.

Glass zeigt in ihrer Studie detailliert und quellengestützt auf, wie einerseits die deutsche Seite bis zuletzt versuchte, die rumänische Regierung zu überreden, alle Juden Rumäniens in das Generalgouvernement zu deportieren und damit in letzter Konsequenz deren Vernichtung zuzustimmen. Andererseits wird deutlich, wie Antonescu zwar an seinen Vorstellungen eines homogenen rumänischen Nationalstaates festhielt, mit der Niederlage vor Stalingrad aber einen opportunistischen Kurswechsel in der „Judenfrage“ vollzog, um sich die Möglichkeiten eines Ausgleichs mit den Alliierten offenzuhalten. Etwas schade ist, dass in einer so detailreichen Arbeit mehrmals falsche Jahreszahlen auftauchen (S. 50, 192). Dieses kleine Manko soll indes den positiven Gesamteindruck des Buches keineswegs beeinträchtigen.

Potsdam

DIRK SCHUSTER

STANISŁAW STACHOWSKI: *Słownik historyczno-etymologiczny turcyzmów w języku polskim* [Historisch-etymologisches Wörterbuch der Turzismen im Polnischen]. Kraków: Księgarnia Akademicka 2014. 640 S. ISBN 978-83-7638-407-8.

Stanisław STACHOWSKI ist seit langem der führende Fachvertreter im Bereich der historischen Sprachkontaktforschung des Türkischen. Seine frühen Arbeiten galten dem Einfluss des Türkischen auf das Serbokroatische („Die osmanisch-türkischen Lehnwörter im Serbokroatischen und ihre Bedeutung für die historische Phonetik des Osmanisch-Türkischen“, *Folia Orientalia* 4, 1962, 143–170; *Studia nad chronologią turcyzmów w języku serbsko-chorwackim*, Kraków, Uniwersytet Jagielloński 1967; *Fonetyka zapożyczeń osmańsko-tureckich w języku serbsko-chorwackim*, Wrocław, Ossolineum 1973) und auf das Bulgarische (*Studia nad chronologią turcyzmów w języku bułgarskim*, Kraków, Uniwersytet Jagielloński 1971). In umgekehrter Blickrichtung folgten dann die beiden umfassenden Werke zum Einfluss des Persischen und des Arabischen auf das Türkische, zum einen das *Wörterbuch der neupersischen Lehnwörter im Osmanisch-Türkischen* (Istanbul, Simurg 1998), zum anderen die *Studien über die arabischen Lehnwörter im Osmanisch-Türkischen* (4 vol., Wrocław et al., Ossolineum 1975–1986). Daneben sind ihm einige kleinere Studien zum Einfluss europäischer Sprachen auf das Türkische zu verdanken, u.a. „Beiträge zur Geschichte der griechischen Lehnwörter im Osmanisch-Türkischen“ (*Folia Orientalia* 13, 1971, 267–298) sowie „Slawische Wörter in der türkischen Sprache des

17. Jahrhunderts“ (*Studia Slavica Academiae Scientiarum Hungaricae* 25, 1979, 363–370).

Besondere Aufmerksamkeit hat der 1930 in Jeziory bei Grodno geborene Stachowski seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts dem lexikalischen Einfluss des Türkischen auf das Polnische gewidmet, beginnend mit dem Beitrag „Osmanisch-türkische und tatarische Lehnwörter im Polnischen und ihre Bedeutung für die türkische Wortgeschichte“ (in: Barbara Kellner-Heinkele, Marek Stachowski (Hrsg.): *Laut- und Wortgeschichte der Türkisprachen. Beiträge des Internationalen Symposiums Berlin, 7. bis 10. Juli 1992*, Wiesbaden, Harrassowitz 1995, 155–171). Im Jahre 2005 erschien dann die erste Ausgabe des Wörterbuchs der türkischen Elemente im Polnischen (Kraków, Księgarnia Akademicka). Der schlichte Titel *Glosariusz turecko-polski* ließ den wissenschaftlichen Anspruch des Werks nicht sofort deutlich werden. In der Fassung von 2007 wurde dann die Komponente „historisch“ ergänzt: *Słownik historyczny turczyzmów w języku polskim* (Kraków, Księgarnia Akademicka 2007). Die hier zu besprechende neue Ausgabe von 2014 stellt nun eine weitere wichtige Etappe bei der Ausarbeitung dieses Opus magnum dar.

Im Hinblick auf die aufgenommenen Lemmata entspricht das Werk weitgehend der Voraufgabe von 2007. Erheblich ausgeweitet wurde aber die historische und etymologische Dokumentation. Im einleitenden Teil [VII–XX] wurden zudem eine Übersicht über die onomasiologische Aufteilung der türkischen Elemente und ein Überblick über die bisherigen lexikographischen Arbeiten gegeben. Dafür sind leider die in der Ausgabe von 2007 noch vorhandenen Hinweise zum historischen Rahmen des türkisch-slawischen Sprachkontakts und zur chronologischen Schichtung der polnischen Turzismen weggefallen.

Die einzelnen Artikel sind nach dem folgenden Muster aufgebaut: Lemma (in normalisierter Form), Bedeutungsangabe, Erstbeleg (mit Kontextzitat und Angabe der Quellenstelle), Etymologie (samt der „Etimologia remota“), historische Belege im Osmanisch-Türkischen (mit Datierung) sowie Literaturverweise. Die Quellengrundlage ist von beeindruckender Vollständigkeit und zeugt von jahrzehntelangen Vorarbeiten. Neben der einschlägigen Sekundärliteratur hat der Vf. auch zahlreiche Originalquellen (historiographische Werke, Chroniken, Reiseberichte, Inventare etc.), Übersetzungen aus anderen Sprachen sowie Glossare und Wörterbücher ausgewertet. Das Verzeichnis der Quellen [XXI–XXXIV] umfasst mehr als 200 Einträge. Vielfach handelt es sich um Werke, die außerhalb Polens kaum zugänglich sind und deshalb bislang keine oder nur marginale Beachtung gefunden haben, wie z.B. die polnische Übersetzung von Paul Rycauts *Present state of the Ottoman Empire (Monarchia turecka opisana przez Ricota Sekretarza Pośta Angielskiego u Porty Ottomańskiej residującego z francuskiego języka na polski przetłumaczona*, Słuck, przez Szlachcica Polskiego y do Druku podána w Roku, 1678). Die frühesten Texte stammen aus dem 16. Jh., quantitativ liegt der Schwerpunkt im 17. und 18. Jh. Berücksichtigt werden auch neulateinische Quellen polnischer Provenienz. Von großem Interesse wäre eine chronologisch geordnete Übersicht über die Quellen. In einzelnen Fällen wären auch erläuternde Hinweise zum Status der Texte hilfreich.

Die Nomenklatur lässt keine Wünsche offen. Natürlich handelt es sich bei dem erfassten Wortschatz vorwiegend um historische Reminiszenzen aus der Blütezeit des Osmanischen Reichs. Nur in den wenigsten Fällen sind die Belege heute noch in

Gebrauch (*jogurt, kawa* etc.). Die Mehrzahl der Turzismen ist über schriftliche Vermittlung ins Polnische gelangt. Die Situation ist damit grundlegend anders als im Balkanraum, wo es im Zuge der militärischen Expansion der Osmanen über Jahrhunderte hinweg zu zahlreichen direkten Berührungen kam. (Zu Einzelheiten der polnisch-türkischen Beziehungen cf. z.B. JEFFERSON 2012 mit weiterer Literatur.)

Erfreulich ist, dass auch viele Eigennamen und Ethnika Eingang in das Wörterbuch gefunden haben: *Aja Sofia, Dyjarbek, Dziurdzistan, Mahomet* etc. (cf. dazu auch Marek STACHOWSKI 1986). In dieser Hinsicht sind nicht nur die Turzismenwörterbücher üblicherweise defizitär. Die Qualität der historischen Dokumentation ist auch daran erkennbar, dass die Erstbelege der polnischen Turzismen häufig früher liegen als die bislang bekannten Datierungen der türkischen Etyma. Diese Schieflage ist dem Umstand geschuldet, dass die Erforschung der türkischen Wortgeschichte noch erhebliche Lücken aufweist. Mangels entsprechender Vorarbeiten bilden die einschlägigen historischen Wörterbücher des Türkischen die sprachhistorische Realität nicht immer angemessen ab (cf. dazu zuletzt SCHWEICKARD 2014a). Auch für die innertürkische Wortgeschichte bietet Stachowskis Dokumentation im Übrigen wichtige Ergänzungen.

Die umfangreiche Liste der verwendeten Sekundärliteratur [XXXV–LIX] unterstreicht den außergewöhnlichen wissenschaftlichen Tiefgang des Wörterbuchs. Jeder, der sich mit der historischen Wortforschung des Türkischen beschäftigt, wird hier wertvolle Anregungen finden. Lücken gibt es kaum, und wenn, dann betreffen sie vorwiegend jüngere Publikationen, die noch nicht eingearbeitet werden konnten. Am dringlichsten scheint die Ergänzung des etymologischen Wörterbuchs von NIŞANYAN (2012), der vor allem im Hinblick auf die Datierung der türkischen Erstbelege den sonstigen Repertorien weit voraus ist. Aus gesamteuropäischer Perspektive sind auch BORETZKY (1975/1976) für das Albanische, GRAFFARD (1980) für das Russische und GRANNES/HAUGE/SÜLEYMANOĞLU (2002) für das Bulgarische von Interesse. Aus jüngster Zeit sind noch die Arbeiten von Luciano ROCCHI (2007, 2011, 2012, 2014) zu nennen. Das erst vor kurzem online gestartete Projekt *Turkisms in Italian, French and German* (SCHWEICKARD 2013–) bietet Ergänzungen zu den Einträgen *abadži* und *haha* (tk. *aba*), *abdāl* (tk. *abdāl*), *bastrama* (tk. *pastırma*), *czorba* (tk. *çorba*), *efendi* (tk. *efendi*), *fatagi* (tk. *falaka*), *hatwa* (tk. *helva*), *imbryk* (tk. *ibrik*), *kaddere* (tk. *gaddare*), *lewent* (tk. *levend*), *oka* (tk. *okka*), *papuc* (tk. *papuç*), *piław* (tk. *pilav*), *rachattukum* (tk. *rahatı lokum*), *ulak* (tk. *ulak*), *wakyf* (tk. *vakıf*), *jamurlach* (tk. *yağmurluk*) und *zapti* (tk. *zabtiye*) (cf. dazu auch SCHWEICKARD 2011a und b, 2014b, 2015).

Die Etymologien sind sicher und spiegeln den aktuellen Stand der Forschung wider. Eine einzige Korrektur betrifft *hadži*, das nicht auf ar. *hāğğ*, sondern auf ar. *hāğğī* zurückgeht (DOZY 1967, vol. 1: 249). Bei den Datierungen erscheint die Angabe 1496–1501 für die verschiedenen Überlieferungen des *Pamiętniki janczara czyli Kronika Turecka Konstantego z Ostrowicy* nicht gesichert (z.B. unter *zilifkaro*).

Die gesamte Arbeit ist von Präzision und Sorgfalt geprägt. Einige wenige Versehen seien mit Blick auf eventuelle Neuauflagen angemerkt: Unter *amelia/amelija* (tk. *hamaylı*) fehlt ein Verweis auf *hamail* (und umgekehrt); die Dokumentation unter *akczi-baszy* muss mit dem Eintrag *aszci* abgestimmt werden; auf p. XXXVI unter ArveillerAdd. ist Walther von Wartburg zu streichen (alleiniger Herausgeber des

Bandes ist Max Pfister); ib. unter Bang, corrige: *Über die türkischen Namen einiger Großkatzen*; p. XLIII: Hobson-Jobson sollte in der zweiten Auflage von 1903 benutzt werden (corrige ib. „London“). In Anbetracht der Reichhaltigkeit der Dokumentation und der Vielzahl unterschiedlicher Graphien wäre ein alphabetischer Wortindex willkommen (in den Ausgaben von 2005 und 2007 war ein solcher Index noch enthalten).

Die Arbeiten von Stanisław Stachowski nehmen in der historischen Sprachkontaktforschung des Türkischen eine herausragende Stellung ein. Mit dem *Słownik historyczno-etymologiczny turcyzmów w języku polskim* wird der türkische Einfluss im Polnischen mustergültig erfasst. Das Werk steht in einer Reihe mit den Klassikern der Thematik wie ŞAİNEANU (1900), DOERFER (1963–1975), KAKUK (1973) oder SUCIU (2009/2010). Auf Grund seiner vorbildlichen methodischen Anlage und der umfassenden Dokumentation wird es auch der Forschung zu den Turzismen in anderen europäischen Sprachen wertvolle Impulse vermitteln.

Bibliographie

- BORETZKY, Norbert (1975/1976): *Der türkische Einfluss auf das Albanische*, vol. 1: *Phonologie und Morphologie der albanischen Turzismen*, vol. 2: *Wörterbuch der albanischen Turzismen*. Wiesbaden, Harrassowitz.
- DOERFER, Gerhard (1963–1975): *Türkische und mongolische Elemente im Neupersischen unter besonderer Berücksichtigung älterer neupersischer Geschichtsquellen, vor allem der Mongolen- und Timuridenzeit*. 4 vol. Wiesbaden, Steiner.
- DOZY, Reinhart Pieter Anne (†1967): *Supplément aux dictionnaires arabes*. 2 vol. Leiden, Brill.
- GRAFFARD, Sylvie (1980): *Turzismen im Russischen*. Doktorarbeit Wien, Geisteswissenschaftliche Fakultät der Universität.
- GRANNES, Alf; HAUGE, Kjetil Rå; SÜLEYMANOĞLU, Hayriye (2002): *A dictionary of Turkisms in Bulgarian*. Oslo, Novus (Instituttet for sammenlignende kulturforskning).
- Hobson-Jobson = YULE, Henry; BURNELL, Arthur C. (†1903): *Hobson-Jobson. A Glossary of Colloquial Anglo-Indian Words and Phrases, and of Kindred Terms, Etymological, Historical, Geographical and Discursive*. New edition edited by William Crooke. London, John Murray.
- JEFFERSON, John (2012): *The holy wars of king Wladislas and sultan Murad. The Ottoman-Christian conflict from 1438–1444*. Leiden, Boston, Brill.
- KAKUK, Suzanne (1973): *Recherches sur l'histoire de la langue osmanlie des XVI^e et XVII^e siècles. Les éléments osmanlis de la langue hongroise*. The Hague, Paris, Mouton.
- NIŞANYAN, Sevan (†2012): *Sözlerin soyağacı. Çağdaş türkçenin etimolojik sözlüğü*. İstanbul, Everest Yayınları.
- ROCCHI, Luciano (ed.) (2007): *Ricerche sulla lingua osmanli del XVI secolo. Il corpus lessicale turco del manoscritto fiorentino di Filippo Argenti (1533)*. Wiesbaden, Harrassowitz.
- ROCCHI, Luciano (ed.) (2011): *Il Dizionario Turco-Ottomano di Arcangelo Carradori (1650)*. Trieste, Edizioni Università di Trieste.
- ROCCHI, Luciano (ed.) (2012): *Il «Dittionario della Lingua Turchesca» di Pietro Ferraguto (1611)*. Trieste, Edizioni Università di Trieste.
- ROCCHI, Luciano (2014): *I repertori lessicali turco-ottomani di Giovan Battista Montalbano (1630 ca.)*. Trieste, Edizioni Università di Trieste.
- SCHWEICKARD, Wolfgang (2011a): „Osmanismen in den europäischen Sprachen. Vorüberlegungen zu einem vergleichenden historischen Wörterbuch“. *Lexicographica* 27. 221–239.
- SCHWEICKARD, Wolfgang (2011b): „La stratificazione cronologica dei turchismi in italiano“. *La Lingua Italiana* 6. 9–16.

- SCHWEICKARD, Wolfgang (2013⁻¹): *Turkisms in Italian, French and German (Ottoman Period, 1300–1900). A historical and etymological dictionary.*
- SCHWEICKARD, Wolfgang (2014a): „Türkische Wortgeschichte im Spiegel europäischer Quellen“. *Zeitschrift für romanische Philologie* 130. 815–832.
- SCHWEICKARD, Wolfgang (2014b): „Espacos, Olofagos, y Caripicos‘. Turzismen im frühneuzeitlichen Spanisch“. *Zeitschrift für romanische Philologie* 130. 915–927.
- SCHWEICKARD, Wolfgang (2015): „vr’o capama, vr’o paclava, vr’o ciulama‘. Sprachliche Reflexe der osmanischen Küche in Europa“. In: Thede Kahl, Johannes Kramer, Elton Prifti (Hrsg.): *Balkanica et Romanica. Festschrift für Wolfgang Dahmen.* München, Akademische Verlagsgemeinschaft. 221–233.
- STACHOWSKI, Marek (1986): „Beiträge zur Geschichte der geographischen und ethnischen Namen europäischen Ursprungs im Osmanisch-Türkischen“. *Ural-Altaiic Yearbook* 58. 99–126.
- SUCIU, Emil (2009/2010): *Influența turcă asupra limbii române.* Vol. 1: *Studiu monografic,* vol. 2: *Diționarul cuvintelor românești de origine turcă.* București, Editura Academiei Române.
- ȘĂINEANU, Lazăr (1900): *Influența orientală asupra limbei și culturai române,* vol. 1: *Întroduce-rea,* vol. 2: *Vocabularul* (parte 1: *Vorbe populare,* parte 2: *Vorbe istorice – Împrumuturi literare – Indice general).* București, Editura Librăriei Socecă.
- TIETZE, Andreas (1999): *Wörterbuch der griechischen, slavischen, arabischen und persischen Lehnwörter im anatolischen Türkisch / Anadolu Türkçesindeki Yunanca, Slavca, Arapça ve Farsça ödünçlemeler sözlüğü.* Istanbul, Simurg.

Saarbrücken

WOLFGANG SCHWEICKARD

PASCHALIS M. KITROMILIDES (ed.): *Adamantios Korais and the European Enlightenment.* Oxford: Voltaire Foundation 2010. XIV, 277 S. ISBN 978-0-7294-1002-1.

Der aus der Table Ronde „Trajectoires d’Adamance Coray dans le monde des Lumières“ des 12. Internationalen Kongresses der ISECS in Montpellier (2007) entstandene Band versammelt Beiträge zum maßgeblichen Vertreter aufklärerischen Denkens in griechischer Sprache, Adamantios Korais (Smyrna 1748 – Paris 1833), und vermittelt somit zwischen der vorwiegend auf Griechisch publizierten Forschung und der internationalen Fachwelt der Dix-huitièmistes.

Korais als charismatische Figur der kleinen griechischen Gelehrtenrepublik des Osmanischen Reiches, der bis 1797 venezianischen Ionischen Inseln und der Diaspora wird in diesem Band vor allem als Mitglied internationaler gelehrter Netzwerke wahrgenommen. Nach einer einleitenden Lebens- und Werkübersicht in dem Beitrag „Itineraries in the world of the Enlightenment: Adamantios Korais from Smyrna via Montpellier to Paris“ (S. 1–34) von Paschalis M. KITROMILIDES folgen drei Teile mit Beiträgen zu Korais als Gräzisten „A presence in classical scholarship“ (S. 35–124), Korais als federführende Persönlichkeit in der Diglossie-Debatte und Literaten „Reflections on language and literature“ (S. 125–183) sowie Korais’ Verhältnis zu den politischen und philosophischen Ideen seiner Zeit „The dialogue with contemporary ideas“ (S. 185–244). Den Band runden Zusammenfassungen und eine

1 <http://www.uni-saarland.de/lehrstuhl/schweickard/turkisms.html>

Bibliographie ab. Nach welchen Kriterien einige wenige Begriffe und Orte in das prinzipiell als Index Nominum Proprium abgefasste Register Eingang finden, ist nicht nachvollziehbar.

Vivi PERRAKY widmet sich in ihrem Beitrag „L’histoire britannique de Coray: une histoire de manuscrits (1789–1803)“ (S. 37–89) Korais’ philologischer Tätigkeit im Rahmen britischer Editionsprojekte. Durch einen korrigierten Hippokrates erhofften sich Mediziner zusätzliche Argumente für die neue experimentell gestützte Medizin. Korais galt als der Hippokrates-Spezialist seiner Zeit. In dieser britischen Phase trug er auch mit Handschriftenkollationen zur Edition der Septuaginta durch Robert Holmes bei, eine Kollaboration, die ihm in einer unruhigen Zeit in Frankreich ein Einkommen zusicherte. Perraky rekonstruiert unter anderem anhand der Entlehn- und Anwesenheitskataloge der Bibliothèque Nationale die Gründe, die zum letztendlich geringen Ergebnis in der Kollationsarbeit führte. Korais blieb aufgrund seines kaum vorhandenen sozialen Kapitals in dem gelehrten Pariser Establishment der Zugang zu den Manuskripten verwehrt, etwas, was er offenbar als Misserfolg und Trauma erlebte. Diese Zeit erwähnte er in seiner Autobiographie nicht. Mit Michael PASCHALIS’ Beitrag „The history and ideological background of Korais’ Ilias project“ (S. 109–124) gewinnen wir detaillierten Einblick in die darauffolgenden Jahre der Werkstatt des Philologen. Korais’ Vorhaben, moderne preisgünstige Ausgaben im Rahmen der *Hellenischen Bibliothek* einem breiteren Lesepublikum zugänglich zu machen, wurde nach wenigen Bänden nicht weitergeführt. Vor allem aufgrund der aufwendigen, zeitraubenden und daher kostspieligen Art der philologischen Arbeit entschieden sich die Brüder Zosimas für das auf Reproduktionen älterer Editionen basierende editorische Unterfangen des Spyridon Vlantis in Venedig, welches schnellere Ergebnisse versprach. Korais’ „Iliade“ erschien auf der Basis der Ausgabe Wolfs mit neugriechischen Prolegomena außerhalb der *Hellenischen Bibliothek* – als deren erstes Werk die „Iliade“ ursprünglich geplant war und durch den deutlich kürzeren Isokrates ersetzt werden musste. Die Ausgabe blieb unvollendet, und das 4. Buch erschien als letztes 1820. Allerdings wurde die in den „Prolegomena“ in Fortsetzungen erscheinende pädagogische Novelle „Papatrechas“ zu Ende gebracht und somit ein wichtiger Teil der aufklärerischen Mission erfolgreich absolviert. Ioannis D. EVRIGENIS schließt den 1. Teil mit dem Beitrag „Enlightenment, emancipation, and national identity: Korais and the Ancients“ (S. 91–108) ab. Es ist eine zusammenfassende Ausführung Koraischer autobiographischer Motive und Thesen aus Vorworten und Pamphleten, insbesondere zum Thema der europäischen Begeisterung für die griechische Antike und deren Funktion im neugriechischen Nationalprojekt.

Der Beitrag „Korais and the Greek Language Question“ (S. 127–150) von Peter MACKRIDGE entstand parallel zur 2008 erschienenen Monographie des Autors zur Geschichte der griechischen Sprachfrage. In diesem Aufsatz hebt er den aus der Sicht der Linguistik kaum systematischen Charakter der Sprachkommentare von Korais hervor¹, die zu keiner veröffentlichten systematischen Abhandlung oder Grammatik führten, auch wenn er lange Zeit an einer Grammatik und einem Französisch-Grie-

1 Wie auch Vincenzo ROTOLO: *A. Korais e la questione della lingua in Grecia*. Palermo 1965.

chischen Wörterbuch arbeitete. In seinen Kommentaren und Briefen lässt sich vor allem ein moralischer und pädagogischer Impetus (Erhöhung der Sprecher durch „Besserung“ der Sprache), weniger eine moderne sprachwissenschaftliche Annäherung erkennen (Bopps „Konjugationssystem“ erschien z.B. 1816). Dementsprechend ist auch der Beitrag von Mackridge eine komprimierte ideengeschichtliche Darstellung der Thesen von Korais und des gelehrten Krieges, den sie im Rahmen der griechischen Sprachfrage entfachten.² Anna TABAKI analysiert in ihrem Beitrag „Adamance Coray comme critique littéraire et philologue“ (S. 151–184) die Editionen auch als Zeugen einer literarischen und literaturkritischen Tätigkeit, z.B. die Ausgaben von „Daphnis und Chloe“ des Longos oder Heliodors „Aethiopica“. Der Schwerpunkt seiner Lektüren, wie diese in Prolegomena und in der Korrespondenz belegt werden, liegt eindeutig in der Antike, aber sein Interesse für die Geschichte der griechischen Sprache führt ihn auch zu späteren Werken, die zum Teil, wie das Meisterwerk der kretischen Renaissance, „Erotokritos“, zu Korais' Zeit beliebte Volksbücher waren. Seine Fixierung auf die Notwendigkeit einer Reinigung der Sprache hin zu antiken Vorbildern lässt ihn dieses Werk als „monströs“ charakterisieren, im Gegensatz zur griechischen Moderne, die es später als Vorbildtext hochstilisieren wird. Korais' Vorlieben, wie sie sich in Empfehlungen an Lehrer griechischer Gymnasien erkennen lassen, weisen auf das französische 17. und 18. Jh. hin, z.B. Batteux, Bossuet, La Bruyère, Mme de Sevigné, Bernardin de Saint-Pierre. Die Romantiker akzeptiert er nicht, prägt aber in kritischen Texten den griechischen Terminus „romantismos“. Den letzten Teil ihres Beitrags widmet Tabaki der besonderen Begeisterung Korais für das Theater.

Roxane D. ARGYROPOULOS geht in ihrem Beitrag „Adamance Coray et sa réflexion philosophique“ (S. 187–212) den ideologischen und philosophischen Positionen Korais' nach, die vorwiegend durch die französische Kultur geprägt sind. Auch nach der von ihm als Schrecken erlebten Französischen Revolution bleibt er ein moderater Republikaner und verliert nicht den Glauben an die Werte der Enzyklopädisten und an die Idee des Fortschritts. Argyropoulos macht den Eklektizismus, der sein philosophisches Denken charakterisiert, deutlich: Enzyklopädie, die Überzeugung über die moralische Überlegenheit der Antike, der Vitalismus, wie er ihn in Montpellier rezipiert, die Ideologen, alles findet seinen Platz und lässt sich ohne grundsätzliche Ablehnung des Religiösen in seinen Schriften arrangieren. Im zweiten Beitrag von Paschalis KITROMILIDES, „Adamantios Korais and the dilemmas of liberal nationalism“ (S. 213–223) wird die unterschiedliche Wahrnehmung der politischen Positionen des Korais durch andere europäische Denker thematisiert. Während er im größten Teil des 19. Jh.s auch dank seiner Korrespondenz z.B. mit Bentham als liberaler Denker gelesen wird und als solcher Eingang in internationale Publikationen findet, bedeutet die Überführung seiner sterblichen Überreste nach Griechenland und die Errichtung einer Statue vor der Athener Universität in den 1870er Jahren eine Gräzisierung der Wahrnehmung und die Fokussierung auf seine nationale Agenda, vor al-

2 Siehe auch Gunnar HERING: „Die Auseinandersetzungen über die griechische Schriftsprache“, in: Christian Hannick (Hrsg.): *Sprachen und Nationen im Balkanraum. Die historischen Bedingungen der Entstehung der heutigen Nationalsprachen*. Köln, Weimar, Wien 1987. 125–174.

lem der Überhöhung der Sitten durch Sprachstandardisierung und aufklärerische Volksbildung. Die Theoretiker des 20. Jh.s bis zu Elie Kedourie und Benedict Anderson lesen ihn fast ausschließlich als nationalen Denker. In einer konzisen Analyse der politischen Schriften vor und vor allem nach dem griechischen Aufstand 1821 macht Kitromilides auf die Spannung zwischen dem Primat der politischen Moral und dem Wunsch nach Erreichung der nationalen Ziele aufmerksam, die Korais angesichts der Misserfolge und der Gewaltakte im Kampf verzweifeln lässt. Autoritäres Regieren, wie es Ioannis Kapodistrias, der erste Gouverneur, praktizierte, konnte er nicht als pragmatisch sanktionieren. Er verurteilte ihn vehement und sah in ihm einen despotisch agierenden Christen, einen „christlichen Türken“. Vassilis MOURDOUKATAS' Beitrag „Korais and the idea of progress: from theory to action“ (S. 225–244) fasst Ausführungen des Korais' zur Fortschrittsfrage zusammen. Korais erscheint in diesen Darstellungen als seiner Zeit belehrender Mensch; ein systematisches philosophisches Denken kristallisiert sich nicht heraus. Bereits Panayotis Kondylis hielt fest, dass Korais keiner besonderen Ausrichtung aufklärerischen Denkens zuzuordnen ist, sondern „bei den Gemeinplätzen der Aufklärung stehen bleibt, diese dennoch entsprechend seinem persönlichen Weltbild und den jeweiligen Zielen seiner Argumentation interpretiert.“³

Der vorliegende Band leistet einen wesentlichen Vermittlungsdienst. Einige Beiträge bieten vertiefende Einblicke in neuere Originalforschung, andere fassen verdienterweise die wichtigsten Eckpunkte über Leben und Werk zusammen. Alle Autoren fokussieren sich auf Korais in seiner Vernetzung mit verschiedenen europäischen Gelehrten; dem Polemiker innerhalb der innergriechischen Debatten wird wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Wien

MARIA A. STASSINOPOULOU

3 KONDYLIS, Panagiotis [Panayotis]: «Ο Κοραΐς και η φιλοσοφία του ευρωπαϊκού διαφωτισμού» [Korais und die Philosophie der europäischen Aufklärung], in: ders.: *Ο νεοελληνικός διαφωτισμός. Οι φιλοσοφικές ιδέες* [Die neugriechische Aufklärung. Die philosophischen Ideen]. Athen 1988. 201–212.